

Predigt zu Apostelgeschichte 6, 1-7

„Wer macht was?“

Freiberg, vor knapp 2 Wochen. Erster Tag unseres Fußballcamps. 23 Kinder tummeln sich mit 4 Mitarbeitern auf dem Platz, als erste Einheit stehen einfach nur Spiele auf dem Programm. Wir Mitarbeiter sollen schauen und einschätzen, was die Jungs und Mädels schon können, um sie dann später in Trainingsgruppen einteilen zu können. Und wir merken schnell, dass die Kinder taktisch schon bestens geschult sind – und das, obwohl sie vorher noch nie zusammen gespielt haben!

Vor allem eine taktische Raffinesse beherrschen sie schon fast in Perfektion: Sie schaffen es immer wieder, Überzahlsituationen in Ballnähe zu schaffen. Klingt super, oder?

Leider sieht diese taktische „Meisterleistung“ in der Praxis so aus: Der Ball wird weg geschossen und alle Kinder rennen im Knäuel hinter her – der Ball wird wieder, auf gut Glück weg geschossen – die Kinder rennen wieder alle hinterher. Und so wogt dieses Kinderknäuel dann über den Platz, immer dem Ball hinter her. Taktik? Ordnung? Spielfluss? Positionen? Fehlanzeige. Wir Mitarbeiter reden uns den Mund fusselig, wollen zumindest die Abwehrspieler und die Torhüter dazu bewegen, einigermaßen auf ihren Positionen zu bleiben, aber umsonst. Wir merken, da wartet einiges an Arbeit auf uns. Denn eines ist den Teilnehmern bisher nicht klar: Wer macht was?

Und ich denke, jedem hier, egal wie fußballbegeistert oder nicht, klar ist, dass es beim Fußball wichtig ist zu wissen, was man zu tun hat. Wenn der Torwart denkt, er solle Tore schießen, kann, nein wird das ganz böse ausgehen.

Und das ist in jedem Bereich unseres Lebens so. Egal ob auf der Arbeit, in der Familie, beim Sport oder in der Gemeinde. Man muss wissen, was man zu tun hat, was die Aufgaben sind, und wie sie zu erfüllen sind. Ansonsten wird es schief gehen oder die Aufgaben nicht ordentlich erledigt werden können.

Und diese Situation gab es schon damals in der Urgemeinde. Wir befinden uns ja gerade im Rahmen unserer Predigtreihe in den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte und schauen uns an, wie alles begann, die ganze Sache mit der Gemeinde. Und heute geht es um einen Text, der zum ersten Mal über Probleme innerhalb der ersten Gemeinde berichtet – und wie die Apostel sie gelöst haben. Und die Kernfrage, um die es sich da drehte, war genau das Thema des heutigen Gottesdienstes: Wer macht hier eigentlich was? Hier kommt der Predigttext aus Apostelgeschichte 6, die Verse 1-7:

1 Die Zahl der Jünger wuchs unaufhörlich. Allerdings wurden in dieser Zeit auch Klagen innerhalb der Gemeinde laut, und zwar vonseiten der Jünger, die aus griechischsprachigen Ländern stammten. Sie waren der Meinung, dass ihre Witwen bei der täglichen Versorgung mit Lebensmitteln benachteiligt wurden, und beschwerten sich darüber bei den einheimischen Jüngern.

2 Da beriefen die Zwölf eine Versammlung aller Jünger ein und erklärten: „Es wäre nicht gut, wenn wir Apostel uns persönlich um den Dienst der Verteilung der Lebensmittel kümmern müssten und darüber die Verkündigung von Gottes Botschaft vernachlässigen würden.“

3 Seht euch daher, liebe Geschwister, in eurer Mitte nach sieben Männern um, die einen guten Ruf haben, mit dem Heiligen Geist erfüllt sind und von Gott Weisheit und Einsicht bekommen haben. Ihnen wollen wir diese Aufgabe übertragen.

4 Wir selbst aber werden uns weiterhin ganz auf das Gebet und den Dienst der Verkündigung des Evangeliums konzentrieren.“

5 Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und die Gemeinde wählte folgende sieben Männer aus: Stephanus, einen Mann mit einem festen Glauben und erfüllt vom Heiligen Geist, Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, einen Nichtjuden aus Antiochia, der zum Judentum übergetreten war.

6 Man ließ sie vor die Apostel treten, und die Apostel beteten für sie und legten ihnen die Hände auf. Immer, wenn ich diesen Text hier lese, überraschen mich aufs Neue zwei Dinge: 1. Auch in der Urgemeinde „menschelte“ es, gab es Dinge, die nicht in Ordnung waren, wo Menschen, auch Christen, objektiv versagt haben. Und das freut mich immer. Denn es zeigt, dass das damals auch keine Überchristen waren, ich kein totaler Versager bin und Gott auch mit nicht Vollkommenen was bewegen kann. Und 2. Die Auswahlkriterien der ersten Diakone. Zu beiden Dingen möchte ich

nachher noch mehr sagen, aber zuerst möchte ich euch ein wenig in das Setting des Textes mit hineinnehmen.

Die erste Gemeinde hat sich ein wenig etabliert. Es kommen immer mehr Menschen zum Glauben, die Gemeinde wächst, aber so langsam stellt sich so was wie Alltag ein. Und ganz wichtig: Niemand redet bisher von Christen – auch die Christen nicht. Die Mitglieder der Urgemeinde hätten sich nie und nimmer als Anhänger einer neuen Religion gesehen. Das waren Juden. Punkt. Und das was sie da gelebt haben, war der jüdische Glaube – und Jesus war der Messias, der für das Volk Israel gekommen ist. Heiden, also Nichtjuden, waren noch gar nicht im Blick der Missionsbemühungen. Wenn da mal einer dabei war, der nicht von Geburt an Jude war, dann war es ein sogenannter Proselyt, ein Heide, der zum Judentum übergetreten war. In der Menge der ersten Christen war kein einziger, der nicht vorher auch Jude war. An Jesus glauben und nicht Jude sein – zu diesem Zeitpunkt noch absolut undenkbar!

Und trotzdem gibt es eine Form, ja, man könnte fast schon sagen, des Rassismus. Es gibt, ganz grob eingeteilt, zwei Lager innerhalb der Urgemeinde. Und das sind die Hebräer, also die Juden aus Israel selbst, und die Griechen, das sind die Juden, die außerhalb des israelischen Gebietes leben. In der sogenannten Diaspora. Das sind Juden, die nach der Eroberung des Landes durch die Assyrer und die Babylonier verschleppt wurden und deren Nachfahren nicht wieder nach Israel zurückgekehrt sind, obwohl sie die Möglichkeit dazu gehabt hätten. Und diese Juden unterschied einiges von den anderen: Die Sprache, viele von ihnen sprachen kein Hebräisch oder Aramäisch. Der Kult: Sie hatten keinen Tempel, Opferungen, Entsöhnung, all das war nur in Jerusalem erlaubt. So hat sich im Laufe der Zeit ein ganz anderer Kult herausgebildet, mit Synagoge statt Tempel. Die Lebenstradition. Wenn man im heidnischen Umfeld lebt kann man ganz schlecht leben wie in Israel. Und aus diesen und weiteren Gründen schielten diese beiden Gruppen immer ein wenig misstrauisch aufeinander. Und genau daran entzündet sich der erste große Konflikt der Urgemeinde, den ich mir im ersten Punkt mit euch ansehen möchte!

1. Eine Frage des Umgangs

Hier passiert was in Jerusalem, was es eigentlich doch nicht geben dürfte. Ihr erinnert euch doch an die letzten Wochen. Immer wieder wurde in den Texten betont, dass doch alle ein Herz und eine Seele waren, dass alles geprägt war von Freude, Geistlichkeit, Erbarmen, Barmherzigkeit. War ja fast schon unheimlich, so viel Harmonie. Aber dieser Text zeigt zum ersten Mal, dass auch in der Urgemeinde Fehler passierten, dass egoistisch gehandelt wurde. Was war passiert?

Die Urgemeinde praktizierte hier eine gute, alte jüdische Tradition: Die Versorgung der Witwen. Witwen und Waisen kommt in der jüdischen Tradition eine besondere Bedeutung zu. Wenn es kein Sozialsystem von staatlicher Seite gibt, wie es damals war, ist die Verantwortung des Einzelnen gefragt. Und so war es im Judentum so, dass jeder fromme Mann dazu verpflichtet war, für die Witwen und Waisen, die am unteren Ende des gesellschaftlichen Systems standen und auf Fremdversorgung angewiesen waren, da sie sich ihren Lebensunterhalt nicht selber verdienen konnten, zu sorgen. Und diese Tradition wird in der Urgemeinde weitergeführt und praktiziert: Gott ist es wichtig, dass wir das tun, also tun wir das!

Allerdings ging die ganze Sache schief. Denn manche Witwen sind augenscheinlich gleicher als andere. Die Witwen der hebräischen Juden werden besser, regelmäßiger, reichhaltiger versorgt als die hellenistischen Witwen. Ein Zustand, der natürlich nicht sein kann. Da verkaufen die Mitglieder ihre Grundstücke, um selbstverständlich den Mangel des Nächsten zu beseitigen – und gleichzeitig bekommen manche in der Gemeinde weniger zu Essen geschenkt als andere. Total absurd, das passt gar nicht zusammen! Das wäre ja wirklich so, als würden wir heute zu unseren älteren Gottesdienstbesuchern sagen: Also, wer von euch gebürtiger Freiburger ist, der wird selbstverständlich abgeholt und nach Hause gebracht. Die anderen: Tja, holen würden wir euch gegen ein gewisses Entgelt, wie ihr nach Hause kommt müsst ihr selber sehen! Nur dass es hier dann nur um den Besuch eines Gottesdienstes gehen würde, bei den Witwen damals ging es um das Überleben! Ihr seht selber, so eine Situation ist unhaltbar.

Das sahen die Leute damals auch so: Sie beschwerten sich bei den Aposteln, die rufen eine

Versammlung ein und lösen das Problem, indem sie die Versorgung der Witwen in Föhige Hände geben. Auch wenn sie also vorher Fehler gemacht haben, zeigt die Lösung dieser Situation, dass die doch wirklich gute Leiter waren.

Für mich heute hat das zwei gravierende Konsequenzen, die ich mit euch teilen möchte:

1. An einem Ort, an dem Menschen nah und verbindlich Leben miteinander teilen, wird es immer menschliche Probleme geben. Die Urgemeinde wird immer als DAS perfekte Ideal hingestellt – und das ist und war sie bestimmt auch. Aber sie war nicht der Himmel auf Erden. Auch die ersten Christen, die noch so nah an den Geschehnissen dran waren, die Jesus noch persönlich erlebt haben, versagen. Leben nicht so, wie es sein sollte. Machen Fehler. Leben Dinge, die nicht gottgewollt sind. Darüber will ich nicht jubeln und auch nicht hämisch mit dem Finger drauf zeigen, frei nach dem Motto: Hah, hab ich doch gewusst, dass ihr gar nicht so toll seid. Nein, aber was mir dieser Text nimmt, ist der Druck, perfekt sein zu müssen. Keine Fehler machen zu dürfen. Alles auf die Reihe kriegen zu müssen. Wenn wir hier in der Gemeinde als fehlbare Menschen zusammenleben, wird es immer wieder Missverständnisse geben, Unleidlichkeiten, Unzuverlässigkeit, vielleicht auch Lieblosigkeit. Das ist kein Grund, das Modell Gemeinde einzustampfen. Das ist kein Grund, am Glauben oder an Gott zu zweifeln. Es ist schlichtweg menschlich. Das ist die erste Lehre. Die aber nur weiterbringt in Verbindung mit der zweiten:

2. Wenn es menschelt ist die große Frage: Wie gehe ich damit um? Was mache ich, wenn was schief geht. Und die Apostel machen das hier bravourös vor. Ich möchte einige Schlaglichter darauf werfen, wie man mit so was umgehen kann und sollte, damit unsere Gemeinde trotzdem ein Ort ist und bleibt, in dem Menschen sich wohlföhlen – sowohl wenn sie uns kennen lernen, als auch wenn sie schon länger dabei sind!

Wir müssen uns bewusst werden, dass etwas falsch läuft. Ohne Erkenntnis, keine Besserung! Dazu ist es nötig, von Zeit zur Zeit inne zu halten und sich mal zu hinterfragen: Wie lebe ich eigentlich? Wie verhalte ich mich? Stimmen mein Reden und mein Handeln überein? Was für eine Stimmung verbreite ich? Handle ich gerecht? Es ist natürlich immer leichter, den Splitter im Auge meines nächsten zu sehen als den Balken bei mir. Natürlich fallen mir die Fehler der Anderen schneller, leichter, schmerzloser auf. So läuft es ja auch hier im Text. Die Leute beschwerten sich über die Missstände, die sie sehen. Aber wäre es nicht viel schöner, wenn das nicht nötig wäre, sondern jeder regelmäßig mit sich in Klausur geht und sein eigenes Verhalten hinterfragt?

Und dann, wenn man das getan hat, sollte man, wenn man entdeckt hat, dass man einen Fehler gemacht hat, dass man sich falsch verhalten hat, das auch zugeben. Schuld einzugestehen ist nicht leicht, tut weh – ist aber unerlässlich, um etwas zu verändern. Nur so kann mir vergeben werden. Nur so kann geholfen werden, dass es in Zukunft anders läuft. Es mag der schmerzhafteste Teil dieses Prozesses sein, aber wenn in einer Gemeinde Probleme auftreten, die auf das zwischenmenschliche Miteinander zurückzuführen sind, halte ich es für elementar wichtig, dass Schuld eingesehen und bekannt wird. Nur so kann es weitergehen!

Und der nächste Schritt ist dann eigentlich ganz logisch: Ändern. Die Apostel tun etwas, um diesen Missstand zu beseitigen. Sie verändern etwas an der Struktur, um so etwas nicht mehr geschehen zu lassen. Und dieses Ändern kann bei uns ja auch ganz unterschiedlich aussehen: Manchmal muss man, wie hier im Text, Strukturen ändern. Weil sie nicht mehr zeitgemäß sind, weil sie dem Menschen nicht gerecht werden, weil sie lieblos sind. Aber manchmal muss man nicht die Struktur, sondern sich selbst verändern. Das geht eigentlich nur durch Gottes Hilfe, durch das verändernde Wirken seines Geistes. Und trotzdem darf ich bei dieser Veränderung auch eine Rolle spielen: Wenn ich weiß, dass ich auf gewisse Personen allergisch reagiere, wenn ich weiß, dass ich unter Stress dünnhäutig und verletzend werde, wenn ich weiß, dass ich andere durch meine manchmal schlampig Art in Bedrängnis bringe und verletze... setzt eure Problemfelder ein – dann liegt es auch an mir, diese Schwächen aktiv anzugehen, gerne mit der Hilfe anderer Menschen und natürlich mit Gottes Geist, der Veränderung in uns schaffen will!

Um auch in diesem Punkt auf die Frage, den Titel unserer Predigt einzugehen: Wer macht was? Alle alles. Diese eben beschriebenen Aufgaben gehen uns alle an, sie liegen in unser aller Verantwortung!

2. Jedem das Seine

Wenn man den Text so liest, mutet die erste Aussage der Apostel ja etwas komisch an. In Vers 2 heißt es sinngemäß: Es kann doch nicht sein, dass wir uns darum auch noch kümmern müssen, sonst müssten wir unsere eigentlichen Aufgaben, die Predigt und das Gebet, vernachlässigen. Und das klingt erst mal ein bisschen arrogant. Aber: Es geht hier nicht darum, dass die Aufgabe der Essensverteilung für die Apostel nicht standesgemäß wäre, sie sich nicht die Hände schmutzig machen wollen, und sie diese niedere Aufgabe darum auf ihre Mitarbeiter abschieben wollen.

Die Apostel wissen, wozu Gott sie begabt hat. Sie wissen, was ihre Aufgabe ist, was sie können. Und auf diese Aufgabe wollen sie sich konzentrieren. Hier wollen sie all ihre Kraft einsetzen, um das möglichst gut zu machen, um hier der Gemeinde und Gott so gut und effektiv wie möglich zu dienen.

Nehmen wir doch mal eine größere Firma, die einen neuen Mann einstellt, der sich darum kümmern soll, dass die Auslandsgeschäfte der Firma ein wenig mehr ins Rollen kommen. Dieser Bereich wurde bisher eher stiefmütterlich behandelt. Und der Mann, der da eingestellt wurde, ist ein echter Glücksgriff: Hochmotiviert, hervorragend ausgebildet, bestens begabt und geeignet für diese Aufgabe. Das Setting stimmt, alle Rahmenbedingungen passen. Es kann losgehen. Nach einigen Monaten macht man eine erste Analyse. Das Geschäft im Ausland läuft immer noch nicht so richtig. Anlaufschwierigkeiten, kein Problem. Er braucht noch etwas Zeit. Nach einem Jahr, wieder Bilanz: Immer noch nichts. Enttäuscht nimmt man sich die ganze Sache mal genauer unter die Lupe und merkt: der Mann ist klasse – aber er kommt einfach nicht dazu seine Arbeit zu machen. Morgens muss er in der ganzen Firma die Türen aufschließen. Kaffeekochen ist sein Job genauso wie der technische Notdienst, wenn beim Kollegen der PC spinnt. Wenn im Winter Not am Mann ist schippt er den Schnee, nach den Besprechungen räumt er immer noch schnell auf und wäscht ab. Dass der so keine Zeit für seine eigentliche Arbeit hat, ist klar. Kein Unternehmen könnte sich so ein Handeln leisten.

Und in der Gemeinde läuft es doch manchmal genauso. Da gibt es die einen, die sich jeden Schuh anziehen. Meist sind das die Leute, die auch sehen, was man noch alles tun könnte. Und dann haben die auf einmal so viele Aufgaben, dass sie das, was sie eigentlich am besten können und damit auch am meisten tun sollten, nicht mehr tun können. Und das sind nicht immer die anderen Schuld. Bestimmt auch, weil man sich auf denen so schön ausruhen kann. Aber dieser Typ Mensch wäre manchmal gut beraten, es zu tun wie die Apostel: Das kann nicht auch noch meine Aufgabe sein!

Ich bin der Meinung, jeder in der Gemeinde hat die Verantwortung, sich an den Stellen einzubringen, die seinen Gaben entsprechen. Wenn ich etwas kann, dann sollte ich es auch tun! Wenn ich merke, dass mir eine Aufgabe am Herzen liegt, wenn ich sehe, dass es da etwas gibt, das ich tun kann, was gut für die Gemeinde, für andere Menschen, für Gott wäre, dann sollte ich das tun. Das wird mir oft auch Spaß machen – aber nicht immer. Das kann auch mal ein Opfer sein.

Wer macht was? In diesem Zusammenhang muss man diese Frage in 2 Schritten beantworten: Erstens: Jeder macht das, was er kann. Jedem das Seine! Die Gaben, die Gott dir gegeben hat, solltest du einbringen. Es ist deine Verantwortung, dass Andere nicht mit Aufgaben aufgehalten werden, die eigentlich du viel besser machst, und damit nicht zu ihren eigenen Aufgaben kommen. Was kannst du? Wo kannst du Gott dienen? Wie kannst du dich und deine Gaben hier einbringen? Ich sage es gerne immer wieder: Es gibt hier keinen, der nichts kann. Und „Jedem das Seine“ hat auch nichts mit einem Bedeutungsunterschied zu tun. Jede Aufgabe hier ist wichtig, damit sich ein harmonisches Gesamtbild ergibt. Jeder von euch hat Gaben von Gott bekommen. Und es ist dein Job, sie hier, zu Gottes Ehre einzusetzen.

Und Zweitens: Wer macht was? Jeder! Jeder überlegt, wo sein oder ihr Platz sein sollte. Denn Gemeinde funktioniert nur, wenn jeder seine von Gott gegebenen Gaben einbringt. Was könnte deine Aufgabe sein? Was kannst du? Wo solltest du dich einbringen – um die Gemeinde voranzubringen, um Gott die Ehre zu geben – aber auch, um deinem Nächsten den Rücken für seine Mitarbeit freizuhalten? Jeder ist in der Verantwortung, sich diese Fragen zu stellen!

3 .Zugangsvoraussetzungen

So, einen letzten Schritt habe ich noch mit euch vor. Wer macht was – und wie komme ich an den

Job? Welche Voraussetzungen muss man mitbringen, um im Reich Gottes mitzuarbeiten? Was muss man können, leisten, mitbringen um in der Gemeinde mitmachen zu können.

Bei uns habe ich, wenn ich mich selber reden höre, manchmal das Gefühl, die Antwort müsste lauten: Nichts. Bei uns darf jeder mitmachen der will. Teilweise sogar, ob er will oder nicht... Die Voraussetzungen bei uns in der Gemeinde mitarbeiten zu dürfen sind sehr niedrig. Wer sich einbringen will, der darf auch. Und grundsätzlich finde ich das auch echt toll so. Und wie immer, wenn ich hier grundsätzlich sage, kommt dann ein Aber:

Aber ich muss zugeben, dass mich der Text heute herausfordert. Denn er stellt schon Ansprüche an die Kandidaten!

Was sollte das erste Kriterium bei der Wahl eines Mitarbeiters sein? Was sage ich andauernd? Also kommt, das sage ich so oft, das müsste eigentlich wie aus der Pistole geschossen kommen, selbst wenn ich euch nachts um drei anrufe. Ich sage immer: Di sollst da mitarbeiten, wo du deine Gabe hast. Und deine Gabe hast du da, wo du Dinge kannst, und die dir, zumindest meistens auch Spaß machen. Das wären für mich DIE Kriterien bei der Mitarbeiterwahl: Können und Freude. Kompetenz ist wichtig.

Und genau das würde ich auch in unserem Text erwarten. Die Apostel suchen die Mitarbeiter für diese Aufgabe danach aus, wer die Begabtesten für diesen Job sind. Eine Ausbildung in Systemgastronomie oder Logistik ein klarer Vorteil, und bei ein paar tausend Leuten bestimmt auch kein Problem da Menschen zu finden, die das richtig gut können. Hören wir uns doch noch mal an, wie in Vers 3 beschrieben wird, welche Kriterien für die Apostel wirklich zählen: „Seht euch daher, liebe Geschwister, in eurer Mitte nach sieben Männern um, die einen guten Ruf haben, mit dem Heiligen Geist erfüllt sind und von Gott Weisheit und Einsicht bekommen haben. Ihnen wollen wir diese Aufgabe übertragen.“ Nicht mit gut organisieren oder so. Das sind alles Kriterien, die mit der eigentlichen Aufgabe nur sehr indirekt was zu tun haben. Wichtig ist den Aposteln, dass die Männer fest zu Jesus gehören. Dass sie weise und treu sind. Denn es scheinen nicht nur die weltlichen Fakten zu zählen, Mitarbeit hat auch immer eine geistliche Komponente. Mitarbeit am Reich Gottes ist mehr als ein bisschen was für den Fußballverein zu organisieren. Und das gilt für jede Mitarbeit in der Gemeinde. Die Armenpfleger, die hier berufen werden, hatten rein praktische Aufgaben. Das ist dasselbe wie hier Bauleiter oder eine andere praktische Tätigkeit. Egal ob die Aufgabe „geistlicher Natur“ ist wie Verkündigung oder Andachten halten oder praktisch ist – sie hat auch eine geistliche Komponente!

Und hier sehe ich einen Spagat. Auf der einen Seite möchte ich die Schwelle zur Mitarbeit so niedrig wie möglich halten. Weil ich es für enorm wichtig halte, dass hier jeder mitarbeitet. Das ist bestimmt auch biographisch bedingt: ich habe mit 14 angefangen mitzuarbeiten – da war ich noch gar kein Christ. Ich hatte keine Ahnung, was es mit Jesus auf sich hat, was Gaben sind oder so. Abner Jungschar war toll, die Mitarbeiter haben mir was zugetraut – und auf diesem Weg hat mich Gott schlussendlich zu sich gezogen und ich durfte ihn kennenlernen. Und dadurch, dass ich bin Anfang an immer mitgearbeitet habe, von Jungschar, dann Hauskreisleiter, dann Kassierer, ist mir Mitarbeit heute so selbstverständlich wie das Atmen. Diese Erfahrung, dass mir andere Leiter Vorschussvertrauen gezahlt haben und ich mitarbeiten durfte, obwohl ich die geistliche Qualifikation noch nicht hatte, hat mich geprägt für mein Leben!

Und darum fahre ich diese Schiene natürlich auch heute noch. Ich möchte hier eine Kultur der Mitarbeit schaffen, so dass es für junge Leute selbstverständlich ist, hier mitzuarbeiten. Wenn man Ephraim fragt, warum er hier jahrelang in der Jungschar mitgemacht hat, wünsche ich mir, dass er irgendwas in die Richtung sagt: Weil man hier gar nicht anders kann als mitzuarbeiten – das macht man halt!

Aber spricht der Text nicht eine andere Sprache? Müssten wir unsere Mitarbeiter nicht viel sorgfältiger auswählen? Ich denke nicht. Der Text ermahnt uns, uns bewusst zu sein, was für eine wichtige Sache Mitarbeit ist. Dass es eben mehr ist, als bloßes Abreißen von Pflichten, sondern dass es ein Dienst für Gott ist, den wir so gut und begeistert machen sollten wie nur möglich.

Aber trotzdem bin ich davon überzeugt, dass dieser Text keine Hürde zur Mitarbeit aufbauen will und darf. Nicht dass sich jetzt jemand denkt: O weh, ich würde ja gerne mitmachen, aber voll des

Geistes, und all das, das bin ich doch gar nicht, bin doch kein so Superchrist! Jeder hier, der an Jesus glaubt, kann, soll, muss seine Gaben hier einbringen. Ohne dich geht es nicht. Ich hoffe, dass dieser Text auch im Gegenteil motiviert, mitzuarbeiten. Weil man das halt macht. Weil es ein Privileg ist. Und eben mehr als nur einen Dienst hier abzusetzen!

Vor den Sommerferien war die letzte Jungschar. Zumindest für die Kinder die da waren, denn die wechseln nach den Ferien alle in den Teenkreis. Maurice, eines dieser Kinder, fragt mich so: Du, Ephi und Richard machen doch jetzt den Jugendkreis – hören die dann in der Jungschar auf?“ Ja. „, Wer macht denn dann Mitarbeiter in der Jungschar?“ Bisher nur ich. „Darf ich? Bittebittebitte, ich wäre so gerne Mitarbeiter!!!“ Ich war so baff, dass ich mir erst mal Bedenkzeit erbeten habe. Maurice hat seitdem 2 Mal angerufen um zu fragen, ob er denn jetzt mitarbeiten darf. Was sagt ihr? Ich habe keine Ahnung, wie Maurice zu Jesus steht. Sollte ich ihn deswegen absagen? Von wegen. Meine Bedingung war, dass er regelmäßig in den Teenkreis kommen muss, das ist mir wichtig. Und ansonsten: Herzlich Willkommen, Jungscharmitarbeiter. Er hat sich gefreut wie ein kleines Kind an Weihnachten, wirklich. Eine Kultur der Mitarbeit. Ich wünsche mir und bete, dass Maurice dadurch zu Gott hinwächst, seinen Heiligen Geist kennen lernt. Und ganz ehrlich: Ich hätte wirklich nichts dagegen, wenn auch ein paar von euch mal zu mir kämen und sagen würden: Chris, darf ich bitte mitarbeiten? Och komm schon, bittebittebitte...“

Amen!